

Anreicherung vorgenommen worden. Dies ist sicher auch im Interesse der Bereicherung und Festigung des Wortschatzes künftig eines der Hauptanliegen. Zu den Eigennamen sollten weiterreichende Überlegungen angestellt werden. Es wäre ungerecht, wollte man dafür die "Grammatiker" allein verantwortlich machen. Was im Rahmen des Möglichen und Machbaren hinsichtlich der grammatischen Erscheinungen zu leisten war, das ist - sicher auch mit Blick auf das traditionell Gewordene - geleistet worden. Hier müssen die Namenforscher Material bereitstellen und Zuarbeit leisten, wenn eine sachgerecht auch auf den Zuwachs an landeskundlichen und sprachlichen Erkenntnissen abgestimmte, das Hauptanliegen der systematischen Darstellung grammatischer Erscheinungen nicht störende und nicht davon ablenkende Einbeziehung der Eigennamen in ein "Handbuch für den Ausländerunterricht" erreicht werden soll. Alles in allem können dazu die vielen guten Ansätze im jetzigen "Handbuch" genutzt und systematisch weiterentwickelt werden. Es wäre abwegig, Landeskundliches auf Namenkundliches einschränken zu wollen, aber es gibt eben auch Möglichkeiten, Eigennamen - ähnlich wie die Personenbezeichnungen - zu nutzen, um landeskundliche Belange gewissermaßen als Nebeneffekt mit zu erfassen. Die Namenkunde ist allerdings kein Dienstleistungsbetrieb für die Landeskunde; sie hat aber viele wissenschaftliche Erkenntnisse erarbeitet, an denen Grammatik und Landeskunde nicht achtlos vorübergehen sollten, und seien es auch nur Fragen der Terminologie.

Anmerkung:

- +) Grundlage der vergleichenden Analyse waren die 11. (unveränderte) Auflage 1988 und die 2., unveränderte Auflage 1974 der Deutschen Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht von Gerhard HELBIG und Joachim BUSCHA.

Rudolf Šrámek

Gedanken zur Namentheorie - ein Diskussionsbeitrag

(Anhand des Buches von E.-M. Christoph, Studien zur Semantik von Eigennamen. Namenkundliche Informationen, Beiheft 10, 1987. 131 S.)

1. Von Anfang an entwickelte sich die DDR-Namenforschung in imposanter Weise: Anknüpfend an die Ergebnisse der älteren germanistisch und slawisch orientierten namenkundlichen Untersuchungen, hat sie ab Ende der 50er Jahre eigene Wege beschritten. Ihr Forschungsprogramm im Ganzen ist überwältigend - an erster Stelle ging es um den Bereich der onomastischen Heuristik mit dem Ziel, das Namenmaterial in Namenssammlungen und -büchern zugänglich zu machen und entsprechend dem aktuellen

Wissensstand zu interpretieren. Stellvertretend für die zahlreichen Publikationen seien hier nur die Reihen "Deutsch-slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte" und "Brandenburgisches Namenbuch" erwähnt. Besonders an den einzelnen Bänden der DS-Reihe ist der methodologische Aufschwung und die ständig zunehmende Verknüpfung der Analyse namenkundlicher Konkreta mit den Ergebnissen der namenkundlichen Theorie deutlich sichtbar.

Fragen der namenkundlichen Theorie sind verständlicherweise aus der Problematik der Materialbearbeitungen hervorgegangen, die sich insbesondere mit dem Verhältnis der Eigennamen zum Gesellschaftlichen im weitesten Sinne des Wortes beschäftigen mußte, weil der Eigennamenschatz der DDR eine unersetzliche Quelle für die Untersuchungen der Sprach- und somit auch der Völkerkontakte darstellt. Gerade in diesem Problemkreis liegen die Anfänge der Beiträge der DDR-Namenkunde zur EN-Substitution, zur gesellschaftlichen Verankerung des Proprialen, die international eine hohe Anerkennung gefunden haben. Die Tendenz, namenkundliche Forschungsprojekte immer stärker auf den Gewinn von Ergebnissen namentheoretischer Art zu orientieren, hat ständig zugenommen, so daß man in der DDR-Namenforschung von den 70er Jahren an von einer qualitativ neuen Etappe sprechen kann, die von einem Durchdringen der namenkundlichen Arbeit durch die Prinzipien der namenkundlichen Theorie gekennzeichnet ist. Hier setzten sich insbesondere diejenigen Prinzipien durch, die aufgrund der Verallgemeinerungen der aus den umfangreichen Materialkenntnissen gewonnenen Theoremen entstanden sind. Dies geschieht nicht nur in Form von Vertiefung oder Verfeinerung der auf eine Materialanalyse orientierten Arbeitsvorgänge (also im Bereich der Arbeitsmethodologie, wie dies überzeugend z.B. in der Monographie von E. SASS über die Ortsnamen auf -ov und -in im Altsorbischen und noch deutlicher im Kompendium der slawischen Ortsnamen zwischen Saale und Neiße I 1985¹, 1987²; II 1987 von E. EICHLER zu sehen ist), sondern betrifft auf grundsätzliche Weise das Konzeptionelle der allgemein theoretischen Ausgangspositionen und Grundanschauungen der Namenkunde überhaupt. So entstanden neue, zur universalen Geltung strebende Konzeptionen, z.B. die außerordentlich wichtige Rekonstruktions- und Rekursionstheorie, die Konzeption des anthroponymischen Systems als ein auf modellartigen und kommunikationsbedingten Kategorien beruhendes Ganzes, die Herausarbeitung von funktionsbedingten und systemtragenden Kategorien im Bereich der Warennamen, der literarischen und Sozioonomastik.

Aus der Übersicht über die die DDR-Namenforschung charakterisierenden Entwicklungstendenzen (auf die reich entfaltete organisatorische Tätigkeit können wir hier nicht eingehen) ging hervor, daß ein Verfassen einer größeren onomastisch allgemeintheoretischen Monographie eigentlich zu erwarten war. Eine solche hat E.-M. CHRISTOPH vorbereitet.

2. Obwohl das Buch von E.-M. CHRISTOPH "nur" als Beiheft der Namenkundlichen Informationen erschienen ist, trägt es alle Zeichen, die für den hochentwickelten Forschungsstand der DDR-Onomastik typisch sind: Genauigkeit in der Formulierung der untersuchten Probleme, Einbettung derselben in den auf internationaler Ebene erreichten Entwicklungsstand, hervorragende Kenntnis der einschlägigen Fachliteratur, Klarheit und Einheitlichkeit im benutzten Begriffs- und Terminiapparat. Weisen wir kurz noch auf die Eigenschaften hin, die CHRISTOPH als Autor im allgemeinen charakterisieren: äußerst hoch ist das Sichkonzentrieren auf das

untersuchte Thema (in diesem Sinne ist die im Buch demonstrierte Arbeitsweise vorbildlich), der Gedankengang des Autors ist streng logisch (manchmal vielleicht fast logistisch), auffallend ist die Fähigkeit, hochabstrahierte Denkkategorien zu beherrschen, dementsprechend abstrakt ist auch die Sprache in ihrem Wortschatz sowie in ihrer (für einen Nichtdeutschen oft recht komplizierten) Satzgestaltung.

Sehr oft kommen im Text Hinweise auf andere Autoren vor (so sind es z.B. auf S. 13: 11, auf S. 19: 13). Oft handelt es sich dabei um eine Stellungnahme zu den Meinungen anderer Autoren. Einige Textpartien bekamen dadurch einen ausgeprägten Diskussionscharakter, was sehr zu begrüßen ist, weil man eine Gedankenpostulierung und die mit ihr verknüpften Argumentierungen bei CHRISTOPH mit denen bei anderen Autoren mühelos konfrontieren kann. Es ist klar, daß in einem solchen Gedankenaustausch die Konzeption von CHRISTOPH die Rolle des Leitfadens spielt. CHRISTOPH besitzt eine äußerst zu beneidende Fähigkeit - Ideen und Argumente anderer Autoren so knapp und kurz wie möglich zusammenzufassen (dadurch sind die Informationen in seinem Text sehr verdichtet). In Hinsicht auf die Textlänge und auf die Argumentierungsweise erweist sich eine solche Fähigkeit als eine methodologisch sehr praktische, besitzt jedoch eine Gefahr. Bei einer so hohen, für den Text typischen Abstraktionsstufe wäre es manchmal nützlicher gewesen - um beim Leser ein Mißverständnis der Zusammenhänge zwischen der Meinung von CHRISTOPH und der des zitierten Autors zu vermeiden -, sich dem Zitieren von längeren Passagen (samt Kontext) zuzuwenden. Im Grunde genommen ist CHRISTOPH sehr bemüht, seinen eigenen Gedankengang von den Argumenten anderer Autoren fern zu halten.

Im Vergleich mit den zahlreichen anderen Untersuchungen aus dem Bereich der allgemeinen Namentheorie besitzt die Studie von CHRISTOPH einen auffallenden Vorteil: sie versucht das für die Namentheorie meritorische Problem, nämlich die Frage des proprialen Inhalts, als ein Ganzes, als einen systemartig durchflochtenen Komplex von strukturbildenden Bauelementen (= Semen) darzustellen. Obwohl es im Buch konkret nicht formuliert ist, wird dieses Anliegen aber aus dem zielbewußt verfaßten Text zweifellos deutlich, daß es ein Versuch einer Konstituierung eines neuen Paradigmas der allgemeinen Namentheorie sein soll. Hier muß man sich dann mindestens drei Fragen stellen:

1. Ist das von CHRISTOPH untersuchte Problem wirklich d a s Problem, welches bei der Bildung der allgemeinen Namentheorie eine paradigmatische

sche Auswirkung hat (haben kann)? Meiner Meinung nach gehört das Problem der proprialen Semantik (genauer: der Natur und des Charakters des proprialen Inhaltes) zu den Schlüsselpunkten des universal Onomastischen, jedoch ist es nicht das einzige Phänomen, welches diesen Charakter besitzt.

2. Sind die philosophischen Ausgangspositionen einer mit solchen Ansprüchen versehenen Konzeption wirklich genug abstrakt, genug abstrahierend und auch objektiv, um durch ihre Anwendung eine universal generalisierende Gültigkeit im Bereich der Eigennamen (EN) sichern zu können? Meiner Meinung nach müssen wir die Frage bejahen, da kein Zweifel daran besteht, daß die Abbildungsprozesse die Grund-/Ausgangsbasis für die Konstituierung der Inhaltskategorien (nicht nur bei lexikalischen Einheiten, sondern in der Sprache überhaupt) darstellen, wie u.a. LORENZ/WOTJAK (Zum Verhältnis von Abbild und Bedeutung, 1977) gezeigt haben und was von V. BLANÁR (im Aufsatz *Od myšlienkového odrazu k lexikálnemu významu* [Von der Gedankenabbildung zum lexikalischen Inhalt]. In: *Jazykovedný časopis* 27, 99-116) tiefgreifend analysiert wurde. Wenn ich anlässlich des XV. Internationalen Kongresses für Namenkunde (Leipzig, 1984, siehe Sammelband "Vorträge im Plenum") auf die Wichtigkeit der Kategorie des Allgemeinen und auf die Notwendigkeit hingewiesen habe, sich bei der Konstituierung der allgemeinen Namentheorie der kategoriebildenden und hochabstrahierenden Denkweise zuzuwenden, sehe ich in der Studie von E.-M. CHRISTOPH eine Bestätigung und zugleich eine konkrete Realisierung dieser Forderung.

3. Umfassen die Prinzipien des theoretisch ausgezeichnet untermauerten Konzeptes die untersuchte Materie (= die EN) als eine Denotatmenge in ihrer Gesamtheit und Allgemeinheit sowie in bezug auf ihre differenzierenden Eigenschaften? Sind sie solcher Natur, daß sie das Allgemeine vom Einzelnen und Konkreten unterscheiden können? Wenn sie solche Fähigkeiten besitzen (und E.-M. CHRISTOPH meint, solche Fähigkeiten in der Semkategorie zu sehen), dann entsteht sofort die Frage nach dem Charakter der Unterschiede zwischen dem Allgemeinen und dem Einzelnen und Konkreten im Bereich dieser wesenseinheitlichen Denotatmenge. Und hier stößt man auf ein Problem, welches für die Auffassung des Begriffes "proprialer Inhalt" ("onymische Semantik") von grundsätzlicher Bedeutung ist: sind die Seme die gesuchten Erscheinungen, die über eine solche Fähigkeit verfügen? Wie die Studie von CHRISTOPH sowie auch die diesbezüglichen Untersuchungen anderer Autoren, die sich dem "appella-

tivischen Sektor der Sprache" (um die Bezeichnung von CHRISTOPH zu benutzen) zugewandt haben, zeigen, ist die Beantwortung nicht einfach gerade deswegen, weil es uns um "den Sektor der Eigennamen" geht. Nicht nur seitens der Namenkunde wurde des Öfteren betont, daß die auf einer semgestützten Erörterung beruhende Festlegung des proprialen Inhaltes völlig anders als bei Gattungsnamen strukturiert ist, was jedoch den Charakter der EN als ein Sprachzeichen nicht gefährdet. Wenn es so ist (und ich stimme dem zu), muß das Semrepertoire eine von den Appellativen sich unterscheidende funktionale Ausgangsbasis besitzen: CHRISTOPH sieht sie in der Sprachkommunikation, d.h. sie ist in Texten verankert, andere (unter ihnen auch ich) sehen sie im proprialen Benennungsakt, d.h. sie ist im Lexikologischen verankert. Auf die sich daraus ergebenden Unterschiede komme ich noch zurück.

Das von CHRISTOPH benutzte theoretische Konzept ist den bekannten Untersuchungen von LORENZ/WOTJAK entnommen worden, was auch CHRISTOPH mehrmals betont, und wurde auf die Problematik der EN übertragen mit dem Ziel, bei der Anwendung der Semanalyse propriale spezifische Eigenschaften zu entdecken, diese zu analysieren und zu hierarchisieren bzw. zu typologisieren. Mit hoher Anerkennung muß hervorgehoben werden, daß die Art, wie die Semtheorie nach LORENZ/WOTJAK bei CHRISTOPH ihre Anwendung gefunden hat, hervorragend ist. Es geht nicht um eine mechanisch verstandene Übertragung, sondern um den Versuch einer originellen Applikation und Modifikation, die sich stets bemüht, das Propriale zu erfassen und somit versucht, die Gültigkeit und die Anwendbarkeit des Konzeptes von LORENZ/WOTJAK auch auf den Bereich der EN zu erweitern. Vom Standpunkt der allgemeinen namenkundlichen Methodologie aus ist jedoch zu fragen, ob eine Übertragung und Applikation (sei sie auch konsequent durchgeführt, wie es bei CHRISTOPH der Fall ist) einer eigentlich aus dem appellativischen Sprachbereich, der - wie bekannt - die sogenannte zweite Ebene der Sprache darstellt, überhaupt möglich und nützlich ist. Es geht hier nicht nur um eine Prestige-, sondern eher um eine Präzedenzfrage. Parallel dazu soll an den Bereich der Etymologie erinnert werden: in den älteren Entwicklungsstadien der Namenkunde ist sie zur Hauptmethode der onomastischen Interpretation der EN geworden, ohne das Spezifikum der EN überhaupt in Betracht zu nehmen. So konnte sich sogar eine spezielle onomastische Teildisziplin etablieren - die etymologische Namenkunde. Zur Bildung von EN herausgestellte Etyma werden als Vergleichsmaterial verstanden, ein konkreter Name wird in Zusammenhänge

gestellt, die indogermanische, vorindogermanische usw. Perspektiven haben können. Das Maß der Anwendung der appellativischen Etymologie ist mit dem Maß der Semanalyse selbstverständlich nicht mechanisch zu vergleichen, da die Untersuchungsziele unterschiedlich sind. Das Gemeinsame liegt aber im Prinzip der Übertragung selbst, also im allgemein Methodologischen. Für die Namenkunde (da ihre theoretischen und methodologischen Ausgangspositionen bisher nicht in einer allgemein annehmbaren Weise formuliert worden sind) ist eine gewisse Leichtigkeit typisch, mit der zu ihren eigenen theoretischen Untersuchungen Argumente, Standpunkte, Konzeptionen aus dem nichtproprialen Bereich herangezogen werden können (und auch sind). Liegt also die Autonomie der Onomastik nur in ihrer Untersuchungsmaterie? Sind EN sprachliche Zeichen oder sprachliche Zeichen sui generis? Die Studie von CHRISTOPH gibt hier nur eine vage Beantwortung, die man an einigen Stellen als verneinend verstehen kann. Ich fürchte, daß bei CHRISTOPH (genauer: auch bei LORENZ/WOTJAK) die Gefahr besteht, den proprialen Sektor der Sprache nur als eine besondere Existenzform des appellativischen Sektors zu sehen, dessen Typisches in den differenzierenden Merkmalen liegt. Das könnte zu einem Standpunkt führen, wonach der zur Analyse des proprialen Sprachsektorsherangezogene theoretische und methodologische Apparat konzeptuell nur eine variable Anwendung dessen sein kann, was für den appellativischen Sektor als normal, als merkmalllos geeignet ist. In dem im Sammelband von der V. Gesamtpolnischen Onomastischen Konferenz (Red. K. ZIERHOFFER, Poznań 1988, 77) von CHRISTOPH veröffentlichten Aufsatz wird sogar - so scheint es mir - das Spielfeld der Proprialität verlassen: "Eine besondere, vom allgemeinen Semanalyse-Standpunkt abweichende Methode und auch besondere Seme, früher von uns Onoseme genannt, halten wir erkenntnistheoretisch für nicht tragbar, da das onymische Abbild einem allgemeinen Abbild (so in der von LORENZ/WOTJAK (1977) entwickelten Theorie) untergeordnet sein muß, bei allen Besonderheiten der EN."

Der Schwerpunkt des Problems liegt m.E. nicht in der Frage der Subordination (der Kompetenz), sondern darin, ob es überhaupt möglich ist, mittels der Semtheorie die Kategorie des proprialen Inhaltes als ein wirklich propriales Phänomen zu erfassen. Wenn wir in dieser Frage den Schwerpunkt sehen möchten, bedeutet das, den sehr komplizierten Problemkomplex der Kriterien der Herausbildung der Kategorie des onymischen und appellativischen Inhaltes auseinander zu halten, obwohl wir uns sehr wohl der Fülle von genetisch, konnotativ und anders zu begründenden

Übergangsformen und -bereichen völlig bewußt sind. Nehmen wir z.B. die Konstituierung des durchschnittlichen Abbildes (A_{ϕ}), wie sie bei CHRISTOPH (der Theorie von LORENZ/WOTJAK folgend) für den proprialen Sprachbereich formuliert wurde. M.E. führt schon allein die Problemstellung eines A_{ϕ} zu einer begriffsinhaltlichen Interpretationsweise der lexikalischen Einheit (sei sie propriale oder appellativisch), die nicht anders als nur als ein Ganzes zu betrachten wäre, deren durchschnittlicher Inhalt von Teilelementen gebildet sein kann, die gerade diesem A_{ϕ} (und nur diesem) untergeordnet sind. Von einem lexikalischen Inhalt kann nur dann die Rede sein, wenn eine gewisse Struktur von semischen Teilelementen vorhanden oder entstanden ist. Für den Bereich der EN nimmt CHRISTOPH an, daß eine solche Semstruktur als ein inhaltsbildender Faktor nur dann anerkannt sein kann, wenn man von der Kategorie der Texteinbettung herangeht. Wie kommt es aber dazu, daß EN, bevor sie im Text benutzt werden, zuerst entstehen müssen? Sind bei diesen beiden Prozessen die Semstrukturen nach ihrem Ausmaß und der Funktion die gleichen? Ist z.B. die enorm hohe Frequenz des Familiennamens Müller ein Anlaß dafür, daß man einen inhaltsmäßig durchschnittlichen Familiennamen konstruieren könnte? Der Durchschnittsinhalt führt m.E. zur Herausbildung der Namenklassen, was allerdings ein Abbild der real existierenden, dem Wesen nach einheitlichen onymischen Objekte ist. Die "semantische" Abgrenzung der Namenklassen und der propriale Inhalt konkreter EN sind zwei verschiedene Sachen, die aufgrund des Verhältnisses des Allgemeinen und des Besonderen zwar eine Einheit bilden, die jedoch ihre Autonomie besitzen, die insbesondere dann erkennbar ist, wenn die Zugehörigkeit eines EN zu einer gegebenen Namenklasse (besser: zu einer onymischen Objektklasse) gestört wird. Sehr deutlich wird dieses Problem bei Namenübertragungen: heißt ein Hotel "Oder", wird der ursprüngliche Gewässername zugunsten des Namens der Objektklasse "der Öffentlichkeit dienende Gebäude, wo man logieren kann" eigentlich dehydronymisiert. Im A_{ϕ} reflektieren sich so die semisch erfaßten Namenklasseneigenschaften. Um aber den EN Oder im Text wirklich auf ein Hotel beziehen zu können, muß man über gewisse Sachkenntnisse verfügen. Bei der Bildung eines solchen Hotelnamens stehen andere Merkmale (allgemein gesagt) der zu benennenden Objektwelt im Vordergrund, weil gerade diese im Motivationsbereich ihren Widerhall finden. Mit Richtigkeit weist CHRISTOPH (S.17) auf die Rolle der objektbezogenen Referenz hin. Sind nach CHRISTOPH (S.18) die Unterschiede zwischen den Appellativen und den EN in den

"semantischen Mikrostrukturen" zu sehen, wo und wie realisiert sich das spezifisch Onomastische - in der Semstruktur der Namenklasse oder der Referenzbeziehung der konkreten EN zu den konkreten onymischen (Einzel-)objekten?

Wie gesagt, CHRISTOPH analysiert die EN als Elemente des Textes. Dementsprechend sind die kommunikativen Eigenschaften der EN allen anderen Eigenschaften übergeordnet; die Phase des Fungierens der EN im Text steht höher als die Phase des proprialen Benennungsaktes. Daraus ergibt sich, daß es auch im Sembereich auf diese Dichotomie hinweisende Unterschiede geben muß, da es sich hier um zwei funktional anders geprägte Bereiche handelt. EN vor allem als Bestandteile des Textes zu sehen bedeutet, auch die Namenkunde im Ganzen textologisch zu orientieren. EN als Endergebnis eines proprialen Benennungsaktes zu sehen bedeutet, die Namenkunde grundsätzlich als eine lexikologische sprachwissenschaftliche Disziplin anzuerkennen mit allen Folgen, die sich daraus ergeben. Dabei ist es m.E. nötig, über die Untersuchungen der Benennungsprozesse hinauszugehen, weil dabei das Namenbildende auf kategorialer und systembildender Weise zur Geltung kommt; es ist selbstverständlich, daß in den Benennungsprozeß das gesellschaftlich Kommunikative mit einbezogen ist, weil EN Sprachzeichen sind und als solche zum Fungieren in der Gesellschaft bestimmt sind. Dadurch scheint uns die textologisch begründete Interpretation des proprialen Sprachbereiches funktional zwar richtig, wenn es um das Kommunizieren geht, zweitrangig aber dann, wenn es um das Benennende geht. Auch CHRISTOPH ist auf diesen Zwiespalt gestoßen. Um aber der semtheoretischen Methodologie gerecht zu werden, mußte er einen Ausweg finden. S. 36: "Wir gehen von einer intensiven Verquickung von Namengebung und Namengebrauch aus und betrachten Namengebung als Namengebrauch zum Zeitpunkt t_0 (Benennung des Objektes)." D.h.: der Benennungsakt fließt mit dem Namengebrauch zeitlich zusammen. Da aber beide Kategorien ihrem Wesen nach anders "konstruiert" sind (wenn nicht, hätte sie CHRISTOPH nicht erwähnen müssen), hat eine solche Behauptung eine außerordentliche Konsequenz für die ganze propriale Semasiologie: wenn Namengebung und Namengebrauch auf solche Weise verquickt sind, kann man dann auch umgekehrt in einem jeden Namengebrauch eine Namengebung sehen? Weil die Textologie mit einer konkreten kommunikations- und textgebundenen Namen-Objekt-Referenz rechnet, müßte man diese logische Konsequenz annehmen (und dann ist es klar, daß die EN nur im Sinne der Semtheorie ihren semerfaßbaren Inhalt wirklich auch haben könnten).

Auf S. 20 formuliert CHRISTOPH folgende These: "Es ist also festzustellen, daß ... wir nicht von einem 'onymischen Abbild' sprechen können, denn der EN als sprachliches Zeichen sui generis ordnet sich in wesentlichen Aspekten den allgemeinen Gesetzmäßigkeiten von Sprache und Gesellschaft unter ... und somit auch der Abbildtheorie, wie sie von uns hier auf der Basis von LORENZ/WOTJAK Anwendung findet." Dieser Satz ist einer der wichtigsten Gedanken, der bei CHRISTOPH zu lesen ist. Wir möchten darauf hinweisen, daß auch EN Sprachzeichen sind, daß jedoch in der zitierten These das "sui generis" fast wie eliminiert erscheint. EN werden so verstanden, als ob man sie deproprialisiert hätte. Daraus ergibt sich erneut die Frage: ist der Inhalt von EN in der Semausstattung zu suchen, sind "die Unterschiede zwischen EN und App. in den semantischen Mikrostrukturen zu finden"? (Anmerkung: sind es "semantische" oder "semische" Strukturen?). Wenn ja, müßten Möglichkeiten bestehen, Bausteine der so verstandenen Inhaltsstrukturen zu eliminieren, zu beschreiben, zu typologisieren, zu verallgemeinern - und auch zu rekonstruieren, wie V. BLANÁR in seinem letzten Buch gezeigt hat (Lexikálno-sémantická rekonštrukcia. Bratislava 1984, 215 S.). Die bisherigen, in Richtung modellartiger Erfassung des proprialen Inhaltes (und auch des proprialen Benennungsaktes) von einigen Autoren durchgeführten Untersuchungen haben deutlich gezeigt, daß Ergebnisse eines lexikologischen Herangehens an die Semantik der EN. (ausgehend von der lexikalischen "Bearbeitung" des Benennungsmotivs) mit einigen eines textologischen in manchen Aspekten übereinstimmen, z.B. in der Betonung der Objektgebundenheit des EN. In zahlreichen Bemerkungen hat CHRISTOPH auch dazu beigetragen.

Verhältnismäßig wenig wird bei CHRISTOPH über die Motivation gesprochen. Das Verhältnis der Motivierung zum Sem (oder schon zum Semem?) und zu der Kategorie des proprialen Inhaltes bedarf noch einer weiteren Untersuchung, insbesondere deswegen, weil das Benennungsmotiv sehr oft als der semantische Inhalt des Etymons verstanden wird.

4. Kurze Bemerkung zu der bei CHRISTOPH vorkommenden Bewertung einiger Seme. Das Sem /stabil/ wird in einen engen Zusammenhang mit /social/, /temp/, /loc/, /hum/ und /iur/ gestellt. M.E. besitzt das Merkmal der Stabilität, kombiniert mit dem Merkmal /variable/, einen allgemeinen Charakter, weil es sich im Spannungsfeld der Entwicklungsprozesse als ein ordnendes Element durchsetzt. Die Stabilität ist eine qualitative Eigenschaft eines jeden systembildenden und entwicklungsfördernden

Elementes und somit auch eines jeden Sems, falls dieses im EN-System funktional zu diesen Zwecken ausgenutzt wird. - Der Behauptung, daß "das Sem /temp/ für alle ZeitN Gültigkeit" hat, kann man in diesem Sinne nicht zustimmen, als Zeitnamen wie Benennungen von Monaten und Wochentagen (zumindest in der tsch. Lexikologie) keine EN sind. Geht es hier nicht eher um eine Vermischung des Sem- und des Semebereiches? Sonst bestünde die Gefahr, EN einen begrifflich abgrenzbaren Inhaltstyp zuzuschreiben, der allerdings für die Appellativa typisch ist.

Die einzelnen Seme, die übrigens sehr gründlich analysiert werden, sind von CHRISTOPH in ein kreisförmiges System eingereiht worden, wobei sich im Zentrum die Grundseme /gener/, /singul/ und /partik/ befinden, während die anderen, d.h. die spezifizierenden Seme je nach ihrem "Funktionsausmaß" (Termin von uns) in Randrichtung angeordnet sind. Hier stimmen unsere Untersuchungen bezüglich des "proprialen Merkmals" (1976) mit den Ergebnissen von CHRISTOPH überein.

5. Normalerweise kommt es vor, daß Untersuchungen theoretischer Art erst nach der Etappe einer breiten Materialbearbeitung folgen. Bei CHRISTOPH ist es anders: seine "onymische Materie" sind Ideen und Konzeptionen aus dem Bereich der allgemeinen Namenkunde. Um sich auf diesem sehr breiten und weiten Feld zu orientieren und im Meinungsdickicht nicht den Weg zu verlieren, braucht man auf der einen Seite eine recht große Übersichtsfähigkeit, auf der anderen eine kritische Betrachtungs- und Denkweise - beides natürlich mit der Begabung verbunden, dem Wesentlichsten auf die Spur zu kommen. Das besprochene Buch repräsentiert einen erfolgreichen Versuch, die textlinguistischen Aspekte des proprialen Inhaltes zu untersuchen. Wie der "propriale Inhalt" jedoch allgemein annehmbar zu definieren ist, bleibt nach wie vor eine offene Frage; das Textlinguistische aus der Frage wurde aber auf jeden Fall sehr gründlich untersucht.

Diese Ungewißheit soll uns nicht beunruhigen. Fragen nach der Lösung der Grundprobleme einer jeden wissenschaftlichen Disziplin werden in jeder ihrer Entwicklungsphasen neugestellt. Die Fragestellungen widerspiegeln den erreichten Entwicklungsstand. So wird es m.E. auch mit dem Problem der proprialen Semantik sein. Und damit ist auch die ständige Entwicklung der (theoretischen) Namenforschung gesichert. In diesem Sinne scheinen uns die von CHRISTOPH am Ende seines Buches formulierten Gedanken einerseits sympathisch zu sein, wenn sie auf eine kritisch gesehene Relativität hinweisen (S.89: "Alle von uns getroffenen Aussagen

haben zumeist noch hypothetischen Charakter."), auf der anderen Seite aber (zu) skeptisch, wenn sie fast agnostizistisch eine Nichtweiterentwicklung der theoretischen Untersuchung des Phänomens "EN" voraussagen (S.91: "Aufgrund der Vielseitigkeit der hier zusammengefaßten Probleme ergibt sich für uns der Schluß, daß der EN nicht beschreibbar sein kann."). Es wäre ja schade, wenn sich CHRISTOPH selbst den Wind aus den Segeln nehmen würde.

Johannes Schultheis

Zum Terminus "Begleitname"

In seinem für die onomastische Terminologie wichtigen Aufsatz "Die Personennamen im gegenwärtigen Deutsch. Probleme der anthroponymischen Terminologie" hat W. SEIBICKE¹⁾ den Terminus Begleitname wie folgt definiert: "nach gesetzlichen Regelungen dem Ehenamen mit Bindestrich beigefügter Geburtsname (Kennzeichnung von mir - J.S.).

Abweichend davon heißt es in den gesetzlichen Bestimmungen der DDR: "Liegt ein berechtigtes Interesse vor, kann einem Ehegatten bei Eheschließung das Recht eingeräumt werden, dem gewählten gemeinsamen Familiennamen seinen bisherigen Familiennamen hinzuzufügen"²⁾ (Kennzeichnung von mir - J.S.). Dazu sei folgendes Beispiel angeführt:

Annemarie MÜLLER-FRANZ geb. LANDOW.³⁾

Daraus ergibt sich, daß der Begleitname nicht zwingend der Geburtsname (im vorliegenden Fall LANDOW) sein muß. Frau Annemarie MÜLLER-FRANZ hat als Begleitnamen bei ihrer zweiten Eheschließung ihren vorherigen Ehenamen (= Familiennamen) nach dem Tod ihres ersten Ehemannes deshalb gewählt, weil sie unter diesem Namen promoviert und mehrere wissenschaftliche Beiträge veröffentlicht hatte. Obwohl uns weitere Beispiele nicht bekannt sind, dürfte es sich nicht um einen Einzelfall handeln.

Sozioonomastisch wäre noch von Interesse, daß Annemarie MÜLLER-FRANZ in ihrem Wohngebiet (Wohnung aus erster Ehe) weiterhin nur Frau FRANZ, im Kleingartenverein (Schrebergarten ihres zweiten Ehemannes) jedoch nur Frau MÜLLER heißt. Der Doppelfamiliename MÜLLER-FRANZ hat also eigentlich nur in ihrem wissenschaftlichen Leben eine Bedeutung.

Die SEIBICKESche Definition sollte deshalb - zumindest für den Gebrauch in der DDR - heißen: "nach gesetzlichen Regelungen dem Ehenamen